


Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 87. Bromberg, den 13. April 1930.

# Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.



(28. Fortsetzung.) ——— 

Der Jaun lag am Bett flennend und willenlos. Die Cille begann schon das eintönige Totengebet zu sprechen. Aber die Clari-Marie stand aufrecht und stumm neben der Toten. So wie sie da stand, so ging sie nachher hinaus in die Wohnstube. In ihrem Kopf arbeitete es. Hast gemerkt, wie du sie verloren hast, die Severina, im letzten Augenblick? Meinst jetzt noch, dir hat sie gehört? Hast gesehen, wie sie ihn angeschaut hat, den Jaun, und meinst noch, daß sie zuletzt an dich gedacht hat, du, du? Verloren hast sie, die Severina, an — an den Jaun zuerst, dem hat sie der Tod genommen!

In der ruhigen, umständlichen, schweren Art ging sie nachher an das, was für die Tote zu tun war. Sie hatte eine Empfindung, als sei sie in langsamem Sinken auf eine Stelle geraten, von der es nicht tiefer ging. Einmal oben in einer Kammer, wo sie etwas zu holen hatte und wo es ganz still war, sagte sie laut vor sich hin: „So — jetzt hast nichts mehr, du!" Dabei regte sich nichts mehr in ihr, weder Liebe noch Leid, weder Hoffnung noch irgendein Gedanke an den nächsten Tag und an die, die nachher kamen.

Als sie in die Wohnstube zurückging, fand sie die Cille dort. „Zum Hansi hinauf, meine ich, sollte man schicken," sagte die und sah sie zaghaft von der Seite an.

„Ja, schick nur," gab die Clari-Marie zurück.

„Die Totenbeterinnen will —" hob die Cille wieder an; aber die andere fiel ihr in die Rede: „Ich will sie bestellen nachher."

Als sie beide schwiegen, hörten sie den Juan in der Nebenkammer flennen. „Nimm ihn mit," sagte die Clari-Marie, „er soll heimgehen; er kann wiederkommen, später, morgen! Jetzt — ein Mannsvolk braucht nicht so zu flennen. Verbeißen soll einer können, wenn er ein Doktor sein will."

Die Cille sah die Schwester halb scheu, halb demütig an wie zu der Zeit, als sie noch mit ihr gehaust hatte. Dann ging sie gehorsam zum Jaun hinein, und man hörte, wie sie ihm zuredete. Nach einer Weile kamen sie beide heraus. Der bleiche Jaun sah die Clari-Marie nicht an, er nahm seinen Hut von der Wand und ging hinaus, das Grüßen vergaß er.

„Ich komme bald wieder," sagte die Cille zur Schwester, die ihr den Rücken wendete, und folgte dem Jaun.

Als beide hinaus waren, atmete die Clari-Marie tief auf: Gott sei Dank, daß keines mehr da ist!

Sie setzte sich an den Tisch, den einen Arm darauf gestützt. Nachdenken mußte sie; es war etwas nicht klar in ihr, und sie war gewohnt, klar zu sein mit ihren kleinen Lebensdingen. Geerdbebnet hat es in deinem Leben, lange schon, Stück um Stück bröckelnd, bis alles am Boden lag! Früh, in der Jugend hat es begonnen, die Brüder gingen verloren, dann das bißchen Liebe zum — zum Mann, der selber, Vater und Mutter dann und der Jaun dann, der Bub, der ein Fremder geworden war!

Geerdbebnet hat es wieder! Das mit dem Hochwürdigen geschah und mit der Schwester, daß du die Achtung vor ihnen verlorst! Die vom Rottal fehlten dir! Die Cille ging und der Hansi und der Töni und — jetzt die Severina! Halt — und das war nicht alles! Weiß Gott, immer das Rechte hast wollen, Clari-Marie! Der Herrgott mag's bezeugen, wie es dir im Herzen gewesen ist! Die Kirche und den Glauben hast hoch gehalten und irr hast werden müssen an der Kirche und am Glauben und an denen, die am frömmsten geschienen haben! Das mit dem Gericht — der Herrgott mag's sehen — das Vertrauen zu denen im Rottal hat dich gehetzt, für sie zu tun, was du getan hast, und — und am Ende sind sie doch die Schuldigen! Der Eifer wider den Ungläubigen hat dich dem Gisler feind sein lassen! Und — und am Ende hat er unschuldig leiden müssen, deinetwegen! Und — und etwas zu wissen hast gemeint, etwas zu kennen von den Bresten, wie sie an die Menschen kommen können! Jetzt — was — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" hat der Jaun gesagt! Der also — wenn er früher gekommen wäre, hätte die Severina heilen können, der, von dem du gesagt hast, daß er nichts wisse!

Die Clari-Marie hustete, kurz und trocken; es saß ihr etwas auf der Brust, das nicht weggehen wollte. Dann sann sie weiter.

Alles ist mißraten in deinem Leben, du! Jetzt stehst du da und bist alt und nutzlos und hast keinen mehr und bist so oft verirrt in deinem Leben, daß du dich nicht weiter traust!

Sie stützte sich schwerer auf den festen, lang über den Tisch gelegten Arm, die Hand umklammerte die Kante. Es quoll in ihr auf wie eine Welle, wild, mit fürchterlicher Gewalt: Schrei doch! Arm bist! Schrei, wie's dir weh tut, schrei! Aber der Schrei kam nicht auf. Schwerer stützte sie sich auf den Arm, hob sich wie in Schmerzen ein klein wenig auf und stieß ein einziges Wort heraus: „Herrgott!"

Im Flur gingen Schritte. Es kamen die Totenbeterinnen.

26.

Der Winter war nun auch zu Ende. Die Clari-Marie saß an dem Fenster, das auf die am „Löwen" vorbei und der Kirche zu führende Straße Ausblick hatte. Sie saß da nun den lieben langen Tag und arbeitete; nur wenn sie zu einer Frau geholt wurde, ging sie aus dem Hause. Aber im Isengrund hieß es, sie wolle ihr Amt abgeben, sobald die vom Rat eine Jüngere gefunden hätten.

Mit dem neuen Frühjahr ging die Hoffnung des Löwenwirts, einigermaßen die Hoffnung der ganzen Isengrunder, auf wie das Gras an den Lehnen. Jetzt mußten die fetten Zeiten wiederkommen, wo das Fremdenvolk ins Tal kam und Verdienst brachte! Im Mai stand in einer großen Zeitung ein Artikel, ein Stimmungsbild aus dem Isengrund. Da mußte irgendein Zeitungsschreiber im Dorf herumgekundschaftet haben.

„Auf dem schönen Alporte," schrieb er, „liegt ein schwerer Schatten; die zwei dort geschehenen Morde sind unauf-

geklärt; der, den die Stimme des Volkes als Mörder bezeichnet, wohnt noch immer im Tal und wagt sich nicht in seine Hütte zurück, im Dorf selbst aber herrscht eine schwere, lastende Stille, als könnten sie da nicht mehr fröhlich werden, bis die Taten ihre Sühne gefunden."

Der Zeitungsmann hatte sich nicht die Mühe genommen, zu erforschen, daß die Stille im Dorfe von der Trauer herrührte, die seit dem Winter an vielen neuen Gräbern auf dem Friedhof weinte.

Es mochte an dem Zeitungsbericht liegen, an mancher andern Ursache auch, die Gäste, die der Löwenwirt und die vom Isengrund erwarteten, kamen nicht. Die Clari-Marie sah von ihrem Fenster aus zuweilen einen Fremden, auch zwei, eine kleine Schar dorfein schreiten. Am nächsten Tag konnte sie sie wieder davonziehen sehen. Der Löwenwirt klagte nicht mehr; ein paarmal reiste er ins Tal; eines Tages kam er zurück und hatte sich einen Käufer für sein Gasthaus geholt, einen schlichten jungen Menschen, einen Bauern. Eine Bauernwirtschaft wird er führen, wie der „Löwe" vor Jahren gewesen ist, Fremde will er keine herziehen, hieß es im Dorf!

In diesen Tagen kam die Cille zur Clari-Marie, ein seltener Gast. Am Fenster saßen sie beieinander, die hagere Große und die schwerfällige Starke.

„Ja — und jetzt hat eben der Kirchhofer dem Jaun wieder geschrieben," hob die Cille an, als die ersten kurzen Alltagsreden zwischen ihnen hin und her gegangen waren. „Ein Doktor will seine Praxis abgeben unten in St. Felix. Der Jaun kann sie bekommen, wenn er will. Gerade ein Glücksfall ist es für den Jaun, so ist es."

„So," sagte die Clari-Marie. „Und er will gehen?" fügte sie hinzu.

„Ja, gehen will er," antwortete die andre. Dabei seufzte sie. „Hier vergißt er sie doch nicht, die Severina." Dann sah sie zum Fenster hinaus, sah das weite, leuchtende Tal, die Kirche, die blauen Himmel und Sonnengold zum Hintergrund hatte, und seufzte wieder. „Es wird mir schon schwer, das Fortgehen, Clari-Marie," sagte sie. Der hagere Kopf hing ihr vornüber, ihre Hände preßten im Schoß sich ineinander, ihre dünnen Lippen zitterten.

Die Clari-Marie sah auf und sah sie an. Vor Zeiten würde sie dareingeredet haben, jetzt nickte sie kaum sichtbar und schwieg. Nach einer Weile und nachdem abermals die kargen Alltagsreden ihr Gespräch beschlossen hatten, ging die Cille.

Noch zwei Wochen saß die Clari-Marie am Fenster, ehe sie von diesem aus die beiden, den Jaun und die Cille, für immer aus dem Isengrund gehen sah. Es geschah noch das mit der Claudi vorher, daß mitten in der Nacht der Hansi am Zieglerhaus pochen kam.

Es war just nicht selten, daß einer die Clari-Marie herausklopfte. Als sie diesmal den Kopf aus dem Türfenster streckte, sah sie den Hansi draußen stehen, ungeduldig und noch keuchend vom raschen Gang, ohne Hut, auf dem braunen Kopf den Schein der mondklaren Nacht.

„Base," sagte er hastig, „die Claudi — ich habe es Euch ja gesagt — es wird Zeit mit ihr! Kommt schnell!"

Die Clari-Marie besann sich nicht. Vor Wochen würde sie ihn weggewiesen haben: Hast mich nicht gefragt, als du sie genommen hast, jetzt brauchst mich auch nicht! Nun rüstete sie sich ohne Zögern und ging mit ihm.

„Ich danke Euch, Base, daß Ihr kommt," sagte der Hansi, als sie vom Hause hinwegstiegen. Er atmete tief auf; das Fragen war ihm nicht leicht geworden.

„Hast nichts zu danken," gab sie zurück, „dafür bin ich jetzt noch da im Dorf."

Dann schwiegen sie lange und stiegen schnell über den mondfahlen Weg. Der Hansi, breitschultrig und hoch in blauem Kattungewand, machte die mächtigeren Schritte; er mußte zuweilen anhalten, damit die Clari-Marie nachkomme; der wurde der Weg nicht mehr leicht. Einmal fragte er sie: „Gelt, Ihr seid dann schon recht mit — mit der Claudi?"

Das klang halb zaghaft, halb treuherzig; das Blut stand ihm dunkel in den Wangen dabei.

„Hab keine Angst," gab sie kurz zurück.

Bald darauf erreichten sie die Hütte, die der Hansi mit dem Gisler gemeinsam aus Gemeindenutzholz gezimmert hatte. Sie war nicht groß und stand in der Nähe des Fuchsbaus, wo der Gisler früher Unterschlupf gehabt hatte. Die weißtannenen Wände und das Schindeldach schimmerten im Mondlicht, und in den kleinen Scheiben lag der Glanz, daß sie wie Spiegel ihn zurückwarfen.

In der Schlafkammer im Unterbau neben der kleinen, fast geräteleeren Wohnstube lag die Claudi. Der kleine rote Schein einer Lampe und das große Mondleuchten stritten sich in der Kammer um die Herrschaft. Der Gisler kam aus ihrer Tür, als der Hansi und die Clari-Marie eintraten.

„Es ist recht, daß du kommst, Clari-Marie," sagte er, als sie schweigend an ihm vorüber in die Kammer trat. Der Hansi ging mit ihr hinein.

„Guten Abend," grüßte die Clari-Marie, ihr ruhiger Blick streifte das bleiche Gesicht der Claudi. Die tat ihre großen Augen weit auf, hatte einen Schimmer von Tränen darin und sah den Hansi an.

„Dank, daß Ihr kommt," sagte sie zur Clari-Marie, und dann mühsam lächelnd und die Worte mit Anstrengung formend: „Jetzt — jetzt soll er hinaus, der Hansi! Allein will ich sein mit Euch, Clari-Marie."

Diese, die in einem mitgebrachten Körbchen stöberte, sah fast erstaunt auf, ihre Züge gewannen einen Schein von Milde. „Ja, geh," sagte sie zu dem Hansi.

Der packte eine der Hände der Claudi, drückte sie. „Du, helf Gott," stammelte er erregt. Dann ging er.

Die Clari-Marie sorgte um die junge Frau; die wußte nicht, wie es kam, daß Kraft und Mut ihr wuchsen, seit die Truttmannin um sie war.

„Es wird bald da sein," sagte jetzt die Clari-Marie.

Da legte die Claudi die Hände zusammen, sah ernsthaft vor sich hin und sagte leise: „So will ich noch einmal beten vorher."

Die Clari-Marie fuhr jäh auf. „Beten?" fragte sie. Da bewegte die Claudi schon die Lippen und hatte den Blick an der Diele hängen. „Lieber Herrgott, hilf! Weißt, er hat auch Freude, der Hansi — und — wenn ich am Leben bleibe!"

Die Clari-Marie starrte das junge Ding an. Der da ihr Vater war ein Heide! Die war nie in die Kirche gegangen, und jetzt — jetzt betete sie doch. Und —

Als die Clari-Marie am Morgen von der Hütte des Hansi zum Isengrund hinunterstieg, ging sie in tiefem Sinnen. Gebetet hat sie, die Claudi! Und Heidenvolk, hast du gemeint, sind die da oben! Viel lernen mußt du, Clari-Marie, und — und bist doch zu alt zum Lernen, viel zu alt!

(Schluß folgt.)

---

# Die beiden alten Männer.

Skizze von Alfred Manns.

Es war zwei Uhr morgens. Ein untersetzter alter Mann mit einem Bauchladen humpelte leidlich schnell durch die abgelegene Straße der Großstadt. An der Kreuzung, die einen bescheidenen Verkehrspuls der Vorstadt darstellte, blieb der Greis stehen. Man konnte nun in der hellen Straßenbeleuchtung sein Gesicht erkennen. Es sah eigentlich recht gewöhnlich aus, nur ein scharfer Beobachter mochte sehen, daß in diesen verknitterten Zügen ein Hauch von Menschenliebe und Güte lag. Das machten die Augen, die kindlich froh aufblitzten, als der Alte das Kleingeld durch die Hand gleiten ließ, das er in der rechten Rocktasche trug.

Wahllos faßte er einige Münzen und sah zur gegenüber liegenden Straßenkreuzung hin, wo ein anderer Greis, ebenfalls mit einem Verkaufskasten, müde an der Hausmauer stand. Auf den ging Vater Bick, so hieß der Mann mit den fröhlichen Augen, zu. „N' Abend, Vater Dröge", sagte er, „was macht das Geschäft?"

Der Angeredete mit den vergrämten, hoffnungslos verbitterten Mienen schüttelte den Kopf und blickte zur Seite. „Hab' kein Glück, hab' nie Glück", antwortete er und bekam dann einen Hustenanfall.

„Hast dich erkältet, Dröge, solltest einen guten Grog trinken und ins Bett gehen."

„Kannst gut reden, Bick, du mit deinen fidelen Augen und deinen Witzen, du stehst nichts aus. Ich habe grimmige Augen und kenne keine Witze; und deshalb verkaufe ich auch so wenig Schnürsenkel."

Der andere kratzte sich mit der Krücke seines Stockes den Hinterkopf, die Rechte fuhr erneut in die Tasche, sie ließ die Geldstücke fallen und griff eine größere Anzahl.

Bick hatte reichlich mit seinen Witzen zu tun, damit die stets gut in Form waren, außerdem dachte er nicht viel. Aber er konnte keinen Menschen leiden sehen, schon gar nicht den alten Dröge, den er seit zehn Jahren jede Nacht um zwei Uhr beim Nachhausewege an derselben Stelle traf und den er unterwegs anredete, obwohl er kaum je andere als ärgerliche oder unwillige Worte von ihm zur Antwort erhielt.

Bick hatte sich an den alten Kameraden gewöhnt, er liebte ihn. Weshalb? Ja, weshalb? Vielleicht, weil er fühlte, daß er diesem schwermütigen Menschen gegenüber infolge seines heiteren Gemütes ein Krösus war.

„Da, Vater Dröge, nimm hier die Mark, oder was es ist! Bei mir hat's einigermaßen gelohnt."

„So, so, vom Überfluß." Häßlicher Groll und Neid stiegen in Dröge auf. „Behalte deine Witzgroschen, ich will sie nicht, will sie nicht!" Drohend streckte er die kraftlose Greisenfaust Bick entgegen, der erschreckt und traurig einen Schritt zurückwich.

„Aber, Vater Dröge, was ist denn? Ich hab's doch nicht böse gemeint. Weißt du das nicht, Vater Dröge?"

Da sank die Faust, und die ganze kümmerliche Gestalt Dröges verlor ihren Halt. Es schien, als ob sie lediglich von dem Zeug und der Hausmauer gehalten wurde. „Nein, das hast du nicht, Bick", schrie er mit seiner rauhen, selten gebrauchten Stimme, so daß ein rondierender Sicherheitsbeamter einen Augenblick stehen blieb.

Plötzlich faßte Dröge Bicks Hand, und seinen Körper erschütterte ein Schluchzen, dem ein heftiger Hustenanfall folgte. „Bick, ich bin eine ganz erbärmliche, nichtsnutzige Kreatur. Nur gut, daß es bald zu Ende geht, ich fühle das."

„Aber Vater Dröge", sagte der andere und streichelte dessen Hand, „wieso denn nichtsnutzig? Ich verkaufe auch nur Schnürsenkel. Allerdings habe ich noch Patenthosenknöpfe, aber darum bin ich nicht mehr als du, doch ich komme mir nicht erbärmlich vor; denn warum, Schnürsenkel wollen auch verkauft sein."

Dröge hatte jetzt mit beiden Händen die Rechte des Kameraden ergriffen. „Das ist es nicht, aber mich hat noch nie im Leben ein Mensch leiden mögen und ich auch keinen, bis heute, alter Bick. Sieh, das ist ein schäbiges Leben, und wenn einer mit 75 Jahren darüber nachdenkt, dann kann er dabei wohl verrückt werden.

Und nun kommst du, Bick. Ich hab' dich wie Dreck behandelt, und du bist gut zu mir seit zehn Jahren, und jetzt, heute, da weiß ich, daß ich dich gern habe. Das Heulen eben, das war Freude. Nun habe ich doch noch zu guter Letzt das Gefühl gehabt wie ihr Glücklichen jeden Tag. Das hast du mir geschenkt und das soll dir mal deine letzte Stunde leicht machen. Und nun gehe ich nach Hause. Adjüs, Bick."

Im Abgehen schwankte Dröge, der andere faßte ihn unter, obwohl er fast ebenso zitterte. Eine gewaltige Erschütterung ging durch Bicks Gemüt. Er hatte stets dem Leben die beste Seite abgewonnen. Wo er Elend sah, gab er nach Kräften, wie er glaubte, aber einer wirklich großen Tat konnte er sich nicht rühmen. Das empfand er jetzt, obgleich es nicht zu seinem Bewußtsein drang.

Hier war eine Gelegenheit. Das Mitleid lief Sturm auf die Gedanken. Die begannen sich zu ordnen.

Nun standen die beiden Alten vor der Tür des zweiten Hofes der Mietskaserne. Da war Bick fertig mit sich, und als Dröge sagte: „Ein paar Tage komme ich nicht, ich fühle mich nicht gut, ich danke dir aber nochmal — wenn wir uns nicht wiedersehen", antwortete er: „Nein, nein, Vater Dröge, das kommt nicht in Frage, ich habe mir das eben überlegt. Du mußt hier ausziehen; morgen hole ich dich, dann ziehst du zu mir, ich habe Platz in meinem Zimmer. Das Alleinsein, das ist nichts für dich. Wir schmeißen unseren Kram zusammen, und bis du wieder in Ordnung bist, pflege ich dich, ich habe ein paar Mark hinter der Hand und brauch' nicht zu verhungern, auch wenn ich mal einige Zeit keine Schnürsenkel und Patenthosenknöpfe verkaufe."

„Das, das wolltest du?" Die trüben Augen des alten Dröge leuchteten in unnennbarem Glück auf. „O ja, hole mich morgen, vergiß es nicht — O, das tut gut. Wußte gar nicht, daß es noch Freude gibt — und nun will ich schlafen."

Der alte Bick zog nach Hause. Er dachte nicht daran, daß er sich eine Last auflud. Es war ihm warm ums Herz, viel wärmer als damals, wie er der alten verkrüppelten Streichholzfrau die ganze Tageseinnahme in die Schürze geschüttet hatte. Damals blieb das Gefühl zurück: und wenn das Geld zu Ende ist? Den alten Dröge, den wollte er betreuen, so lange einer von ihnen lebte.

Am nächsten Tage hatte Bick mit Hilfe der freundlichen Vermieterin in seiner Stube alles so behaglich wie möglich für zwei Personen hergerichtet. Dann ging er, den Kameraden abzuholen.

An der Tür der Hinterhauswohnung, wo Dröge in einer Küchenecke einen Bretterverschlag bewohnte, empfing ihn eine mürrische, nachlässig gekleidete, aber offenbar gutmütige Frau, die sichtlich erregt war.

„Wer sind Sie? Bick heißen Sie? Na, da sind Sie ja wohl ein anständiger Mensch. Den ganzen Morgen und bis jetzt kurz auf den Nachmittag, da hat der olle Dröge von Ihnen geredet, daß Sie ihn holen wollen und daß nun sein Leben erst richtig anfängt. „Wo Bick weiß, daß er einen Menschen zu sich nimmt, der ihm nur zur Last ist", hat er gesagt, „da ist es sicher, daß er ihn gern hat", und nun hätte er erst richtig Lust zum Leben!"

„Aber dann wollen wir auch nicht warten."

„Lassen Sie mich doch erst ausreden . . . Na und dann hat er gelacht und ausgesehen wie einer, der immer Glück gehabt hat, und so sieht er auch jetzt noch aus, wo er tot ist."

## Der Fall Trossy.

Skizze von Heinz Ludwig Naymann.

Nachmittags, kurz vor Schluß der Sprechstunde, trat ein kleiner, bärtiger Herr ohne anzuklopfen bei dem Chirurgen Doktor Clement ein, setzte sich in einen Ledersessel und knurrte, wobei er die lange, bleistiftdünne Zigarre nicht aus dem Munde nahm: „Also, unter Ihren Händen ist der Senator Trossy verblichen. Erzählen Sie, wie das kam!"

Doktor Clement sprang empört auf: „Sind Sie des Teufels, Herr?"

„Das auch! Sonst aber bin ich der Detektiv Shack, den Sie mit Ihrem Fall betraut haben. Haben Sie einen Verdacht?" Nun lachte Clement laut auf, begrüßte den als Original bekannten Detektiv herzlich und schilderte ihm, wie sein Onkel Trossy ihm bei einer Operation unerklärlicherweise gestorben sei.

„Hat Ihr Onkel vor der Operation nichts gesagt, was nunmehr von Bedeutung sein könnte?"

„Nein, nur Dinge, die sich auf die Operation bezogen!"

„Gut, gehen wir in seine Wohnung!" —

In Trossys Wohnung schaute Shack sich gründlich um. Nach kurzem Durchblättern steckte er ein altes Tagebuch Trossys ein. Dann gingen sie zur Klinik Clements, wo Shack sich den Operationssaal zeigen ließ, den er mit den vorsichtigen Schritten eines Jagdhundes, überall verhoffend und herum schnüffelnd, durchsuchte. Er schien aber nichts zu entdecken.

In seinem Hotel angekommen, warf Shack sich gestiefelt und gesporat aufs Bett und las Trossys altes Tagebuch. Die erste Hälfte der Blätter umfaßte ausschließlich Aufzeichnungen politischer Natur. Dann handelten die Eintragungen nur noch von der schönen Octavine d'Orande, die Trossy über alles geliebt haben mußte und die damals anscheinend stark umworben worden war. Schließlich hatte Trossy das Rennen gemacht, nachdem er, wie er schrieb, gewisse Leute durch geeignete Mittel in den Hintergrund gedrängt hatte. Shack überlegte eine Weile, dann kleidete er sich für den Abend an. —

Als er kurz nach neun Uhr bei Doktor Clement eintrat, saß dort bereits dessen intimster Freund Horace Herbette, dem er als Studienfreund Clements vorgestellt wurde. Herbette musterte den wenig eleganten Fremden

kritisch. Doch Shack kümmerte sich um beide nicht, sondern wählte bedächtig eine schwarze Brasil und setzte sie umständlich in Brand. Nachdem er sich noch ein großes Glas Whisky eingegossen hatte, hüllte er sich in Rauch und Schweigen.

Das Gespräch, das sich ausschließlich um Trossys Tod drehte, schien Shack durchaus nicht zu interessieren. Erst gegen Mitternacht taute Shack auf. Man sprach über Frauen. Das schien ihm zu gefallen. Er stritt sich mit Herbette lange über Frauen und Liebe herum, wobei Herbette meist ironisch lächelnd sarkastische Antworten gab. Shack lenkte das Gespräch auf die verstorbene Gattin Trossys, deren Schönheit er bewunderte. Er behauptete aber, Octavine Trossy müsse, nach ihrem Bild zu urteilen, eine sehr stolze, kalte und egoistische Frau gewesen sein, bar aller edlen Gefühle. Durch diese unhöflichen Bemerkungen reizte er schließlich Herbette zu sehr scharf gehaltenen Antworten, was ihn jedoch keineswegs zu stören schien. Als man sich spät trennte, beharrte Shack immer noch auf seinem eigensinnigen Standpunkt, wofür er schon unter der Türe von Herbette ein deutlich vernehmbares „Esel!“ einstecken mußte. Diesen schönen Vergleich überhörte er lächelnd. —

Schon aus den Frühblättern des nächsten Tages erfuhr Doktor Clement, daß man in der Nacht bei Herbette, während dieser sich mit Shack gezankt hatte, eingebrochen und wertvollen Schmuck gestohlen hatte. Shack, der ihn in der Klinik aufsuchte, schien das nicht zu interessieren. Er zuckte die Achseln und ließ sich in den Operationssaal führen, der inzwischen noch nicht benutzt worden war. Dort nahm er aus dem Narkoseapparat eine kleine Flasche an sich und verabschiedete sich schnell. Er girg schnurstracks zu einem Chemiker, dem er die Flasche mit einigen Bemerkungen zur Untersuchung gab. —

Andern Tags holte Shack die Flasche wieder ab und nickte zu dem Untersuchungsergebnis flüchtig mit dem Kopfe. Bei der Polizei erfuhr er, daß der mutmaßliche Mörder Trossys, Dupont, in Genua, wo der Dampfer angelegt hatte, verhaftet worden war. Er treffe noch im Laufe des Tages in Paris ein. Shack möge am andern Morgen zum ersten Verhör kommen. —

Am nächsten Tage saßen in dem dunkel getäfelten Gerichtszimmer Doktor Clement, Herbette, Shack, einige Kriminalbeamte und eine fremde Person wartend herum. Auf einmal hörte man lauten Krach auf dem Flur. Die Tür sprang auf, und herein stolperte, von Polizisten geführt, der schwer gefesselte Dupont, der gleich ins Zimmer schrie: „Was wollen Sie überhaupt von mir?“

Der Richter fragte ihn: „Sind Sie Charles Dupont, 186. rue de Rivoli, geboren den 18. August 1883 in Soissons?“

„Ja, der bin ich, und ich wünsche zu erfahren, was dies alles zu bedeuten hat!“

Nun überfiel der Richter Dupont mit dem scharf herausgeschleuderten Satz: „Sie sind der Mörder Trossys!“

Die Wirkung dieser Worte war verblüffend. Einen Augenblick stand Dupont sprachlos da. Dann hallte das Zimmer von seinem dröhnenden Lachen wider. Er tobte geradezu vor Ausgelassenheit. Der Richter beobachtete ihn mißmutig. In diesem Augenblick erhob sich Shack und erklärte freundlich grinsend: „Herr Untersuchungsrichter, Dupont ist nicht der Gesuchte. — Der Mörder Trossys sitzt hier links neben mir!“

Alle fuhren herum. Links neben Shack saß Herbette und neben diesem ein verlegen lächelnder fremder Mann. Alles schaute in höchster Spannung diesen Fremden an.

Da sprang Herbette auf, einen Revolver in der Hand, den er auf Shack abdrückte. Die Kugel zersplitterte klirrend ein Bild an der Wand, denn der Fremde hatte Herbettes Arm hochgeschlagen. Der Schuß war noch nicht verhallt, als Herbette bereits von Shack und dem Fremden gefesselt dastand. In die maßlose Verblüffung der Anwesenden tönte laut des Detektivs Stimme: „Hier haben wir den Mörder Trossys!“

„Sind Sie verrückt geworden, Sie Esel?“ schrie Herbette ihn an. Doch Shack zog seelenruhig eine kleine Flasche mit einem Giftzeichen aus der Tasche und hielt sie Herbette unter die Nase. „Kennen Sie dies?“

Da zischte Herbette ihn an: „Sie Teufel!“

„Also Sie geben zu, Trossy vergiftet zu haben?“ Herbette warf dem Detektiv sprühende Haßblicke zu und schwieg. Der Richter ließ ihn abführen. Nun stürzte alles auf Shack zu: „Was ist denn los? Sind Sie toll geworden? Erklären Sie uns dies!“

Shack zündete sich einen neuen „Bleistift“ an, dann sprudelten die Worte aus ihm heraus:

„Ja, das war so: Daß Trossy ermordet war, stand ja nach dem Leichenbefund fest. Die Spuren Cyanwasserstoff (Blausäure) in seinem Körper sagten genug. Wie war nun Trossy mit diesem Gift getötet worden? Da Blausäure eingeatmet augenblicklich wie Gehirnschlag tötet, war der einfachste Weg der, das Gift bei seiner Operation den Betäubungsmitteln beizumischen. Die farblose Blausäure läßt sich besonders gut mit Äther mischen. Es lag also verhältnismäßig nahe, den zur Betäubung dienenden Äther heimlich mit Blausäure zu durchsetzen, die, eingeatmet, sofort töten mußte. Der Patient war dann eben bei der Operation gestorben. Dieses Mittels hatte sich Herbette bei Trossy bedient.

Der Erfolg war, wie wir wissen, vollkommen. Sie möchten nun gern erfahren, wie ich den Täter gerade in Herbette entdeckte. Unter Trossys Sachen fand ich ein zehn Jahre altes Tagebuch, in dem Trossy sehr offen niedergeschrieben hatte, wie er die sehr schöne und reiche Octavine als Frau errungen, nachdem er den von ihr geliebten Herbette mit allen Mitteln so gründlich verleumdet hatte, daß Octavine nichts mehr von ihm wissen wollte. Herbette, der damals Major war, muß wohl die schmutzigen Kunstgriffe Trossys durchschaut haben. Jedenfalls schwur er ihm Rache.

Zunächst kam es aber zu nichts, da Herbette in die Kolonien versetzt wurde, aus denen er erst im vorigen Jahre zurückkehrte. Seine Rachegefühle waren nicht erkaltet. Die Operation Trossys gab ihm endlich die ersehnte Gelegenheit in die Hand. Am Morgen der Operation ging Herbette früh, ehe die Ärzte da waren, in die Klinik, zog in der Toilette einen weißen Ärztekittel an und setzte sich eine große Hornbrille auf. So konnte man ihn, wenn er jemandem begegnen sollte, beim flüchtigen Hinschauen für einen Arzt halten. Im Operationssaal goß er ungesehen die Blausäure in die Ätherflasche. Dann verschwand er unbemerkt.“

„Aber wie wollen Sie denn nachweisen, daß gerade Herbette das Gift in die Flasche gegossen hat?“ fragte der Richter.

„Nun, zunächst reizte ich Herbette durch unhöfliche Bemerkungen über Octavine und stellte leicht fest, daß seine Gefühle dieselben geblieben waren. Eine chemische Untersuchung der Ätherflasche wies den Blausäurezusatz nach. Nun inszenierte mein Mitarbeiter Mr. Strong“ — der Fremde verneigte sich lächelnd — „einen kleinen Einbruch bei Herbette, wobei er Schmuck und Geld mitnahm, um den wahren Grund zu verschleiern und Herbette nicht zu vergrämen, was ja auch gelang. In Herbettes Wohnung entdeckte Strong einen Geheimschrank, der eine wohlsortierte Sammlung gefährlicher Gifte und Waffen sowie eine reiche Literatur über die klassischen Giftmorde der Weltliteratur enthielt. Die wesentlichen Beweisstücke aber sind: eine angebrochene Flasche Zyanwasserstoff und ein genauer Plan der Klinik Clements, auf dem der Weg zum Operationssaal eingezeichnet ist. Das übrige brachte dann die Überrumpelung vorhin zuwege.

Meine Tätigkeit in dieser Sache ist damit beendet. Hier sind die Beweisstücke und der gestohlene Schmuck, den ich dem Gericht zur Aufbewahrung überreiche!“ —

Die Anwesenden saßen eine Weile sprachlos. Dann stieg wie ein Springquell Bewunderung im Zimmer rauschend hoch. Doktor Clement stellte dem Detektiv einen Scheck auf eine hohe Summe aus und bedankte sich sehr. Die Pariser Kriminalbeamten lächelten süßsauer. Shack steckte einen „Bleistift“ zwischen die Zähne, tippte an den Hutrand und verließ mit Strong summend das Zimmer.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.